

Minipublik

Informationen, Nachrichten, Meinungen

KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche* im Bistum Augsburg

<http://augsburg.wir-sind-kirche.de>

Nummer 77



Juni 2020

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

unter ungewöhnlichen Bedingungen findet am Samstag, 6. Juni, die Weihe von Bertram Meier zum neuen Bischof von Augsburg statt. Die Corona-Krise beeinflusste Terminplanung und Gestaltung der Feierlichkeiten. Nichts



desto trotz freuen sich die Diözesanen, zumal einer aus dem eigenen Bistum für dieses Amt würdig erachtet wurde. *Wir sind Kirche in der Diözese Augsburg* gratuliert dem neuen Oberhirten von Herzen und wünscht ihm Gottes Segen und eine glückliche Hand für seine Vorhaben und Entscheidungen.

Bereits Anfang März stellte Bertram Meier sein bischöfliches Wappen und seinen Wahlspruch vor: „vox verbi – vas gratiae“ (Stimme des Wortes – Schale der Gnade). Der erste Teil des Wahlspruchs erinnert an den hl. Augustinus, der die Bischöfe auffordert, dem Evangelium eine Stimme zu geben. Der zweite Teil bezieht sich auf Bernhard von Clairvaux und richtet sich an die Gläubigen, sich wie eine Schale von Gottes Gnade füllen zu lassen. Die Ähre des Wappens verweist mit ihrem dreifachen Körnerstand auf die Dreifaltigkeit und mit dem Weizenkorn auf die Eucharistie. Die vier Ährenblätter über einem aufgeschlagenen Evangeliar lenken den Bezug auf die vier Evangelisten. Das Wappen ist zu je einer Hälfte in den Augsburger Bistumsfarben Rot und Silber gehalten.

Das Christentum als therapeutische Religion Zum Religionsverständnis Eugen Bisers

Prof. Eugen Biser (1918 – 2014) ist den meisten Lesern wohl in guter Erinnerung. Von 1999 – 2005 war er allein siebenmal Gastreferent bei den Augsburger Theologiekonferenzen. Einem breiten Publikum wurde er, zusammen mit Prof. Richard Heinzmann, durch eine 13-teilige Fernsehfolge im Bayer. Rundfunk bekannt. Das Christentum sei im 3. und 4. Jahrhundert von der Botschaft Jesu zu einer Lehre geworden, mit den Gefahren der Fehlinterpretation und Rechthaberei. Biser sei, so Prof. Heinzmann, den Weg zurückgegangen zur ursprünglichen Identität des Christentums. Nach Biser sei es die höchste Tugend des

Menschen, die Charismen, die Gott ihm gegeben habe, zu entfalten, Mensch zu werden, Gott frei zu antworten, in Dialog zu ihm zu treten. So erhebe das Christentum den Menschen auf die Sternbahn seines Lebens, zum Partner Gottes, zur Gotteskindschaft. Das sei das Großartigste, was man über den Menschen sagen könne. Die Kirche aber habe zunehmend geglaubt, sie müsse den Menschen den Glauben aufzwingen und forderte statt Dialog immer mehr blinden Gehorsam. Durch Angst vor Gott habe sie die Menschen gefügig gemacht (Augustinus). So sei das freie, persönliche „Ja“ zu Gott zerstört worden und das Christentum in seinem Kern verdorben worden.

Jesus dagegen habe uns gelehrt: „Fürchtet euch nicht!“, da Abba der bedingungslos Liebende sei. Auch über unseren Tod hinaus. Angst vor Gott anstelle tiefsten Vertrauens sei Verrat an Jesu Botschaft. Deswegen brauche es eine Glaubenswende: Gott wolle nicht, dass wir Lehrsätze nachplappern, sondern wolle verstanden werden. Dann könne er in unseren Herzen Wohnung nehmen. Nicht Repression und Gewalt, sondern Dialog sei die Strategie Jesu gewesen. Zu diesem Prinzip, das die Würde und Mündigkeit des Anderen (v.a. der Laien) respektiere, habe das 2. Vatikanische Konzil (wenigstens teilweise) zurückgefunden. Wenn das Lehramt dieses Ziel nicht konsequent weiterverfolgt, wird es daran scheitern, das Vertrauen des Gottesvolkes zurückzugewinnen.

Es gibt genügend Baustellen in der katholischen Kirche. Papst Franziskus hat dies längst erkannt und fordert immer wieder ein, man möge ihm mutige Reformvorschläge machen. In diesem Sinn darf man gespannt sein auf die weitere Entwicklung in den Fragen Pflichtzölibat, Frauenordination, Unfehlbarkeit, Glaubensfreiheit, Ökumene und Mitsprache der Laien, wie sie ja jetzt mit dem gemeinsamen synodalen Weg angedacht ist: Damit das Christentum von einer Religion der Angst wieder zur therapeutischen Religion wird.

Johannes Förg

Hermann Häring: Worte zur Corona-Krise

Veröffentlicht am 20. März 2020 (www.hjaering.de)

Liebe Freundinnen und Freunde,

Schwestern und Brüder unseres irdischen Lebens!

Schon freute ich mich auf die Predigt, die ich in einer Stuttgarter Kirchengemeinde hätte halten sollen. Jetzt macht uns der Corona-Virus einen Strich durch die Rechnung, denn das Unmögliche ist eingetreten: selbst für die Fastenzeit, die Karwoche und für Ostern sind die Gottesdienste gestrichen. Ist das seit 1945 je einmal passiert?

Die Sicherheiten schwinden

Dabei waren wir bei der Ankündigung gar nicht so falsch gelegen. Wir hatten schon von einer Welt gesprochen, die keine Sicherheit mehr bietet, einem Klima, das aus den Fugen geraten ist, dem wachsenden Terrorismus und einer zynischen Machtpolitik, die ganze Länder in Angst und Schrecken versetzt. Mehr denn je bricht jetzt die Frage auf, worauf wir noch vertrauen können.

Inzwischen ist eine Krise hinzugekommen, vom neuen Corona-Virus verursacht, das uns die Medien wie einen bunt strahlenden Ball präsentieren. Doch es bedroht die biologische Lebensbasis von uns allen, legt die Wirtschaft, die Kultur und das Schulsystem lahm und bringt unser Gesundheitssystem an seine Grenzen. Die italienischen, zu Totentransportern umfunktionierten Militärwagen gehen wohl in unser kollektives Gedächtnis ein. Inzwischen sind ganze Subkontinente und Länder lahmgelegt, viele Sicherheiten unseres Alltags sind uns genommen.

Hermann Häring

Prof. em. für Wissenschaftstheorie und Theologie an der Universität Nijmegen

Wer hätte das vor einigen Wochen für möglich gehalten? In „unterentwickelten“ Gebieten, ja, da hielten wir das für möglich. Ich erinnere mich an das Ebolafieber, das 2014 afrikanische Länder in Atem hielt. Natürlich, so dachten wir, geschieht so etwas in Zentralafrika, wo man von Infektionen keine Ahnung hat, keine hygienischen Vorschriften kennt und noch an Hexen und böse Geister glaubt. Auch erinnere ich mich an meinen Vater, der vor gut 60 Jahren für meinen Geburtsort ein Theaterstück schrieb. Darin gedachte er einer Pestwelle, die 1356/57 nahezu die gesamte Bevölkerung ausrottete. Die Überlebenden gelobten, jährlich der Ereignisse mit Fasten und Gottesdiensten zu gedenken und bis heute lebt die Tradition dieses „Gelübdetags“ fort. Selbstverständlich war die Pest von Gott geschickt, verursacht durch die Sünden der Menschen und von Gott wieder weggenommen. Die Menschen glaubten, beteten und verzweifelten.

Durch Reformation, Aufklärung und moderne Wissenschaften haben wir diese magischen Zeiten überwunden und niemand kann leugnen, dass unsere Welt seitdem um ein Unendliches sicherer und berechenbarer wurde. Weltreisen sind so selbstverständlich geworden wie ein geregelter Alltagsleben. Die Gesundheitsvorsorge hat ebenso ungeheure Fortschritte gemacht wie eine bevölkerungsbreite Bildung. Die durchschnittliche Lebenserwartung deutscher Frauen ist von 25 Jahren im Mittelalter auf inzwischen über 84 Jahre gestiegen. Was wollen wir mehr? Ist unsere Lebenszuversicht nicht ins Utopische gestiegen? Leben wir nicht sicherer denn je?

Das Unheimliche der Statistik

Dann dieser Donnerschlag, der jetzt über die Kontinente hallt und selbst den Alleskönner Donald Trump aus der Fassung bringt; die COVID-19 Pandemie hält uns im Griff. Seit gut zwei Monaten sind wir Zeugen dieses unglaublichen Geschehens. Zuerst hielt sie China in Bann und die ersten Ausläufer in Deutschland konnten wir spielend beherrschen. Jetzt beherrschen sie uns; die Infektionen steigen exponentiell. Über die Folgen klärt uns niemand verlässlich auf. Ausgerechnet die Heilshüter der Stunde, Virus- und Epidemiespezialisten, höchst vertrauenswürdige Leute, konfrontieren uns mit der einzig sicheren Aussage, dass wir nämlich in absehbarer Zeit auf keinen wirksamen Schutz rechnen, auch in Zukunft vor solchen Weltereignissen nie sicher sein können.

Da liegen sie nun schutzlos blank, die tiefen Ängste um uns und unsere Lieben, vor allem um die Älteren unter uns: Eltern und Großeltern, liebgewordene Lebensgefährtinnen und Lebensgefährten, die uns buchstäblich lebenswichtig sind, oder um alle, die sich in Krankenhäusern oder Altersheimen einsetzen und so täglich einer möglichen Infektion ausgesetzt sind. Die vorhergesagte Erwartung von „meist milden Verläufen“ beruhigt uns nur wenig,

denn diese statistische Erwartung betrifft niemanden direkt und alle zugleich. Sie macht die Einsicht nur noch brutaler, dass der Scharfrichter willkürlich zuschlagen oder verschonen kann.

Gewissheit statt Sicherheit

Doch hilft diese Klage nicht weiter, zudem könnte sie jede und jeder von uns, je nach Situation, direkter und konkreter, ergreifender und eindrucklicher, wütender oder verzweifelter beschreiben. Mir bleibt nur noch zu sagen: Diese bedrohte Grundsituation, dieses Scheiternkönnen und diese letzte Machtlosigkeit schlummern schon immer in uns allen. Wer von uns hat nicht irgendwann um das Leben eines Mitmenschen, vielleicht um sein Kind oder sein eigenes Leben gebangt. Jetzt werden diese individuellen Erinnerungen in eine gemeinsame Schreckenserfahrung eingesammelt; wir leben damit nicht mehr allein. Auch das hat sein Gutes.

Doch geht es nicht darum, dass wir ab heute zu miesepetrigem Jammerlappen werden, uns gar jede Freude verbieten. Vielmehr könnten wir lernen, diese unsichtbare, aber uns aufgezwungene Gefahr als Grundbedingung unseres Lebens zu akzeptieren, die nie einfach verschwinden wird. Wir bewegen uns immer zwischen Geburt und Tod, in denen alles auf der Kippe steht. Wir schwimmen auf keinem unsinkbaren Panzerboot, sondern auf einem recht labilen Floß dahin. Philosophie und Soziologie, die moderne Anthropologie und Psychologie haben sich ausführlich mit dieser Zerbrechlichkeit beschäftigt.

Auch fromme Protagonisten haben es meist aufgegeben, für unsere Lebensfragen Scheinsicherheiten anzubieten. Und ausgerechnet mir als katholischem Theologen wurde vor Jahren der ungeheure Durchbruch klar, als Martin Luther zwischen Sicherheit und Gewissheit unterschied. Unbedingte Sicherheit gibt es nirgendwo, weder in religiösen noch in weltlichen Dingen. Wir sollten sie uns abschminken, auch wenn sie sich uns heute als Begeisterung für die modernen Naturwissenschaften, in der Erwartung neuester Sicherheitssysteme oder für die ungeheure Leistung „künstlicher Intelligenzen“ anbietet.

Gewissheit dagegen hat es mit Vertrauen und der Überzeugung zu tun, dass es sich lohnt, jemanden oder etwas zu lieben und dass die Liebe stärker sein kann als der Tod, weil sie mir niemand nehmen kann. Diese entschlossene Gewissheit ist deshalb nie ein sanftes Ruhekissen, vielmehr fordert sie uns zu aktivem Handeln, zur Sorge und zu einem praktischen Lebensrealismus heraus. Sie macht uns das Leben nicht leichter, gibt ihm aber einen Sinn. Sie zeigt uns ein Gespür für die Dinge, auf die es ankommt und behütet uns davor, zu vergesslichen Menschen zu werden, die sich in der Euphorie des nächsten Erfolgs schon wieder verlieren.

Von der Verzweigung zur Hoffnung?

Ist es deshalb gut, dass uns die Corona-Krise jetzt überfallen hat? Wird sie dafür sorgen, dass wir wieder zu uns kommen? Diese Folgerung halte ich für leicht übertrieben. Bleiben wir auf dem Boden der Tatsachen; jeder schwer schädigende oder tödliche Krankheitsverlauf ist einer zu viel, ebenso wie jede seelische Überlastung und jedes bleibende Trauma, eine jede Insolvenz oder soziale Katastrophe nichts Gutes ist. Aber da sie uns und unser Zusammenleben nun mal in die Zange genommen hat, könnten wenigstens die unter uns, die nicht von existentiellen Nöten überrollt werden, die Zeit zur Arbeit an der Frage nutzen: Wer sind wir eigentlich und wo wollen wir – allein oder mit unseren Lieben zusammen – hin? Eine letzte

Distanz zu dem, was uns fesselt und täglich umgibt, tut uns, sofern sie noch möglich ist, allen gut.

Doch auch diese Antwort kann sehr banal klingen, denn auch von innerer Distanz und unseren „eigentlichen“ Zielen wird oft zu schnell geredet. Ich denke da an eine Geschichte von jenem ruhelosen Propheten, der gerade von Galiläa nach Jerusalem zog (Mk 9, 14-29). Der Vater eines epileptischen Jungen mit einer fürchterlichen und endlosen Krankengeschichte schrie nach ihm. Konnte Jesus helfen? Offensichtlich verwies Jesus auf die Kräfte der Selbstheilung, als er erklärte: „Alles kann, wer glaubt.“ Der Vater verstand dies nur zu genau, doch jetzt brach alle Hilflosigkeit erst recht aus ihm heraus, als er rief: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Heute würde er wohl sagen: Ich möchte ja, aber ich bin verzweifelt. Zur Debatte steht also kein jenseitiger Glaube, sondern ein letztes Vertrauen, die letzte innere Kraft einer Hoffnung, die uns alle einmal verlassen kann, schon mehr als einmal verlassen hat. Was geschieht? Der Bericht fasst sich kurz: „Jesus nahm den Jungen an der Hand und richtete ihn auf, und der Junge erhob sich.“ In dieser Nachdenkgeschichte tritt Jesus als der Mitmensch auf, der in der Stunde des letzten Hoffnungsverlusts zur Stelle sein und neue Kraft vermitteln kann.

Vielleicht hätten unsere Kirchen in den vergangenen Jahrzehnten weniger Innerlichkeitspflege veranstalten sollen. Denker wie Ernst Bloch (der sich immer einen Atheisten nannte) und Jürgen Moltmann (der den christlichen Glauben als eine hochpolitische Angelegenheit begriff) zeigten mit großer Sprachkraft: In uns Menschen brechen tiefe und unzerstörbare Hoffnungspotentiale gerade dann auf, wenn uns die Sicherheiten des Alltags aus der Hand geschlagen werden. Wir Menschen sind Wesen, die hoffen *müssen*, wenn sie sich nicht aufgeben wollen, und tatsächlich blühen immer wieder Hoffungskräfte auf, die unserem Lebensstil ein Zentrum geben können.

Noch viel zu tun

Damit sind wir mit der Arbeit nicht am Ende, denn auf dem beschriebenen Weg erhält sie Konturen, die sich an den Einzelfragen dieser Tage bewähren müssen: Wie gehen wir mit der *Zeit* um, die uns plötzlich im Übermaß gegeben ist und nur ungeduldig macht? Was passiert mit unserem Zusammenleben und unserer *Gemeinschaft*, wenn wir uns plötzlich aus dem Wege gehen sollen? Was geschieht mit den plötzlich Abwesenden, die möglicherweise in einer Quarantänestation *vereinsamt* sterben sollen? Und gelingt es uns, neue *Maßstäbe* für eine Zukunft zu entwickeln, die besser werden soll als die vergangene?

Neue Traumbilder werden uns nicht erlaubt sein, auch wenn vor Venedig jetzt wieder Delphine gesichtet wurden. Doch ein neues Gleichgewicht zwischen Familie und Arbeit, Gesellschaft und Natur, zwischen Leistung und Gerechtigkeit sollten uns schon gelingen. Diejenigen unter uns, die sich als entschiedene Christinnen und Christen verstehen, möchte ich daran erinnern: Auch Jesus, einer der größten Propheten der Menschheitsgeschichte, stand und agierte in einer aufgeheizten *apokalyptischen* Zeit. Seine Auferstehung selbst wurde als ein apokalyptisches Ereignis begriffen und das Urchristentum war für die Fragen des Zeitembruchs höchst sensibel.

„Apokalypse jetzt“? Ja und nein. Nicht als ob jetzt alles verloren wäre, aber vieles steht auf dem Spiel. Paulus schrieb: „Darum wollen wir nicht schlafen wie die anderen, sondern wach und nüchtern sein ... Wir, die dem Tag gehören, sollten nüchtern sein und uns rüsten.“ Womit?

Mit einer nüchternen und unverkrampften Hoffnung. „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“, schreibt Hölderlin, dessen 250. Geburtstag wir in diesen Tagen begehen. Das ist ein Lebensmotto, das sich vor Gott und der Welt sehen lassen kann.

Die Bibel als Beweismittel?

In den mittelalterlichen Ketzerprozessen haben sich die miteinander streitenden Parteien ständig auf irgendwelche Bibelstellen berufen. Beide verteidigten ihre Ansichten mit dem Argument: „Es steht geschrieben“. Was praktisch bedeutet, dass sich mittels der Bibel angeblich (fast) alles rechtfertigen lässt. Die einen sagen: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen“ (Matthäus 5,44). Um ihre Rachegelüste zu befriedigen, halten andere dem entgegen: „Auge für Auge, Zahn für Zahn“ (Exodus 21,24). Ursprünglich diene diese Regel dem Schutz der Schuldigen; damit sollte der uneingeschränkten Rache Einhalt geboten werden, die letztlich auf die Vernichtung des Feindes zielt. Wobei die Verstümmelung schon bald in einen Sachwert umgewandelt wurde, den Schuldige den Geschädigten zu entrichten hatten. Praktisch handelte es sich um eine Art von Schadensversicherung.

Mittels der Bibel lässt sich alles beweisen, wenn die Texte aus ihrem Zusammenhang herausgerissen werden. Wie sehr auf diese Weise die Aussageabsicht der Verfasser verfälscht wird, lässt sich besonders gut illustrieren anhand des zweiten Gebots (oder wie es, wie im Judentum üblich, angemessener heißen sollte: anhand der zweiten *Wegweisung*): „Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott: Bei denen, die mir Feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und vierten Generation“ (Exodus 20,5).

Solche für unsere Ohren unerträglichen Äußerungen gewinnen eine völlig andere Bedeutung, wenn wir uns den zeitgeschichtlichen Hintergrund ihrer Entstehung vergegenwärtigen. Zur Zeit der Patriarchen huldigt Israel mehreren Gottheiten. Als Jakob von seinem Schwiegervater Laban wegzieht, nehmen seine beiden Frauen auch die Hausgötter mit (Genesis 31,19). Nach der Landnahme sieht sich das Volk Israel in Kanaan mit dem Götterkult der dortigen Bevölkerung konfrontiert. Jetzt erst erfolgt der Schritt vom Polytheismus zum Henotheismus. Das heißt, Israel ist zwar von der Existenz der kanaanitischen Götter überzeugt, aber diese Gottheiten dürfen nicht mehr verehrt werden. Auf sie, und nicht auf die Menschen, die sie verehren, ist der Gott Israels eifersüchtig! Erst im 6. vorchristlichen Jahrhundert setzt sich der Monotheismus, d. h. der Ein-Gott-Glaube, in Israel allmählich durch.

Die Forderung „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Exodus 20,3) richtete sich ursprünglich also nicht gegen den Glauben an die Existenz anderer Gottheiten (die mit dem Gott Israels konkurrierten!), sondern verbot lediglich deren Verehrung. Dazu kommt ein Weiteres. Wohl heißt es, dass Gott „die Schuld der Väter an den Söhnen und Enkeln, an der dritten und vierten Generation verfolgt“. Schon im frühen Judentum verstand man diese Aussage aber nicht etwa im Sinn einer Sippenhaft, sondern als Aufschub einer möglichen Strafe („erst an der dritten Generation“!). Gott ist geduldig; er lässt seinem Volk Zeit für die Umkehr.

Was für Texte ganz allgemein gilt, trifft auch für Bibel-

texte zu – sie dürfen nie isoliert von ihrem (historischen, kulturellen, literarischen und soziologischen) Kontext interpretiert werden. Weil wir sonst zu dem werden, was der Schriftsteller Elias Canetti einen „Gottprotz“ nennt. Wenn diese Gottprotze sich angegriffen fühlen, schreien sie lauthals: „Auge für Auge, Zahn für Zahn“. Wenn sie einem Schwerkranken begegnen, berufen sie sich auf den 2. Thessalonicherbrief Kapitel 3, Vers 10: „Wer nicht arbeiten kann, soll auch nicht essen“. In Wirklichkeit steht dort allerdings: Wer nicht arbeiten will ... *Josef Imbach*

Prüft alles, und behaltet das Gute

Diese alte biblische Mahnung ist – gerade wegen seiner nachdrücklichen Aussage – unbequem. Der Vers stammt aus dem vermutlich ältesten Paulus-Brief, gerichtet an die Gemeinde von Thessalonich, dem heutigen Saloniki.



Bild: Hilde Reiser

Beinahe beschwörend fasst darin Paulus seine Weisungen für ein christliches Leben am Schluss des Briefes noch einmal zusammen:

*„Betet ohne Unterlass,
Dankt für alles,
Freut euch zu jeder Zeit,
Meidet das Böse in jeder
Gestalt,
Löscht den Geist nicht
aus,
Prüft alles, und behaltet
das Gute“.*

Was heißt prüfen? Das erinnert mich an meine frühere Tätigkeit an einer Berufsschule. Dort versuchte ich den Schülern zu vermitteln: „Prüfen heißt feststellen, ob der Prüfgegenstand vereinbarte oder erwartete Bedingungen erfüllt“. Lässt sich dieser normative Satz aus Naturwissenschaft und Technik auch auf Religionen übertragen? Ich denke schon, denn mit dem Prüfen ist immer eine Entscheidung verbunden: „Behaltet das Gute“.

Es ist der modernen Bibelwissenschaft zu danken, dass sie gegenüber einem überzogenen Bibelverständnis für mehr Klarheit sorgt; denn nicht alles was in der Bibel steht oder von den Vätern interpretiert wird, ist auch Gottes Wort und gut. So finden sich merkwürdige Aussagen im Buch der Bücher, darunter ein reichlich kurioser Satz am Ende des Markus-Evangeliums. Den Jüngern Jesu wird darin prophezeit, „wenn sie Schlangen anfassen oder Gift trinken, wird es ihnen nicht schaden“ (Mk 16,16). In der Geschichte des Christentums nahmen einige naive Seelen das beim Wort, und sind dann nicht alt geworden.

Ein Beispiel fehlgeleiteter, ja strafbarer Bibelauslegung wurde durch einen investigativen Journalisten aufgedeckt. Er schleuste sich unerkannt längere Zeit bei der Glaubensgemeinschaft „Zwölf Stämme“ ein. Die „Zwölf Stämme“ sehen sich als bibeltreu und in der Tradition des Urchristentums stehend: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er; er schlägt mit der Rute jeden Sohn, den er gern hat“ (Hebr 12,6). In mehreren so genannten „Bestrafungsräumen“ installierte der Reporter verdeckt Kameras und Mikrofone. Eine Szene aus dem so entstandenen Material zeigt, wie ein kleiner Junge sich mit heruntergelassener Hose nach vorne beugt. Eine Frau schlägt mit einer Rute mehrmals hart auf das Gesäß des Kindes. Ein weiterer

Junge steht weinend daneben. Mehr als 50 ähnlicher Züchtigungen dokumentierte der Journalist.

Zunehmend mehr Christen in Deutschland, vor allem aus dem evangelikalen Spektrum, kämpfen für ein schärferes Profil ihres Glaubens. Sie sehen sich als radikale Christen, als Kämpfer gegen die Laster der Gegenwart. Aus ihrer Sicht heißt das zurück zur reinen, bibeltreuen Lehre. Auch auf katholischer Seite sind Züge einer sektiererischen Ausrichtung erkennbar, die sich im Widerstand gegen Papst Franziskus formiert. Einst war Erzbischof Carlo Maria Viganò Nuntius in USA, nun ist er einer der lautstärksten Kontrahenten von Papst Franziskus. Sein neues Manifest *Veritas liberabit vos (Die Wahrheit wird euch befreien)* wurde von mehreren Gegnern des Papstes unterzeichnet, so auch vom deutschen Kardinal Gerhard Ludwig Müller. In dem Pamphlet werden Zweifel an der Ansteckungsgefahr des Coronavirus geäußert und die Berichterstattung über die Pandemie als „Alarmismus“ bezeichnet. Die ergriffenen Eindämmungsmaßnahmen förderten die Einmischung „fremder Mächte“ mit schwerwiegenden sozialen und politischen Folgen; „supranationale Einheiten“ mit „unklaren Absichten“ strebten unter Zuhilfenahme der Corona-Angst eine „verabscheuungswürdige technokratische Tyrannei“ an.

Die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) distanzierte sich von dem „Aufruf“ und hat ihn als „Konglomerat an Verschwörungsmethoden und Pseudowissenschaft“ zurückgewiesen. Auch der Augsburger Bischof Bertram Meier hält Abstand: „Ich denke vor allem auch an die vielen Menschen, die in verschiedenen Altenheimen in unserer Region inzwischen nach einer Covid-19-Infektion gestorben sind. Hier von einer Weltverschwörung zu reden, empfinde ich geradezu als zynisch.“

Wir sind Kirche appelliert an alle Glaubenden – seien es Reformorientierte oder Konservative – der eigenen Urteilskraft zu vertrauen und sich nicht von den Protagonisten der Bevormundung und Manipulation verführen zu lassen.

Herbert Tyroller

Arthur Schopenhauer (1788–1860): „Besonders überwiegt die Gesundheit alle äußeren Güter so sehr, dass wahrlich ein gesunder Bettler glücklicher ist als ein kranker König.“

Terminkalender

Bis auf Weiteres: Große Leere

Spendenkonto

Wir sind Kirche e.V., Darlehnskasse Münster e.G.

IBAN: DE07 4006 0265 0018 2220 00

BIC: GENODEM1DKM

(Die Spenden sind steuerlich absetzbar)

Wir sind Kirche Augsburg, Sparkasse Donauwörth

IBAN: DE12 7225 0160 0190 7228 50

BIC: BYLADEM1DON

(Die Spenden sind steuerlich *nicht* absetzbar)

Herausgeber: Wir sind Kirche – Diözesanteam Augsburg
Anschrift: Herbert Tyroller, Sepp-Mastaller-Str. 5
86156 Augsburg, Tel.: 0821/407766
Internet: <http://augsburg.wir-sind-kirche.de>
E-Mail: minipublik@gmx.de